

9. 1/5 (19)

ÜBER BEGRIFF UND AUFGABEN DER DEUTSCHEN PHILOLOGIE

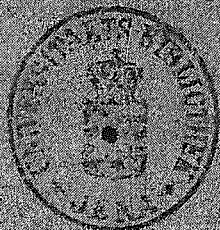
REDE

GEHALTEN ZUR FEIER DER AKADEMISCHEN PREISVERTEILUNG
IN JENA AM 24. JUNI 1916

VON

DR. VICTOR MICHELS

O. Ö. PROFESSOR DER DEUTSCHEN PHILOLOGIE
PROREKTOR DER GROSSHERZOGL. UND HERZOGL. SÄCHS. GESAMTUNIVERSITÄT



JENA
VERLAG VON GUSTAV FISCHER

1917

Hochansehnliche Versammlung! Liebe Kommilitonen!

Die akademische Feier der Preisverteilung dient dem Rückblick auf ein verflonnenes Universitätsjahr und dem Ausblick in die Zukunft. Wir freuen uns erfolgreicher Arbeit, zeichnen strebsame Kommilitonen aus und hoffen auf weitere glückliche Entwicklung. Aber zum zweiten Male begehen wir diesen Tag anders als sonst. Die ruhigen Studien stocken, und die besten unserer jungen Männer sind in Feindesland versammelt, um den Übermut unserer zähen Gegner zu brechen und den heiß ersehnten Frieden zu erringen. Zu Rückblick und Ausblick aber mahnt erst recht die Stunde. Wissen wir doch, daß auch um die deutsche Wissenschaft gerungen wird, daß der Geist, den wir auf unseren deutschen Universitäten pflegen, in diesem Kriege seine Feuerprobe besteht.

Unsere Universitäten sind staatliche Anstalten, und welchen Nutzen der nationale Staat aus dem wissenschaftlichen Geiste zieht, den sie pflegen, das ist uns auch während des Krieges entgegengetreten; nicht nur in der reichen Entfaltung der auf den technischen Wissenschaften ruhenden Erfindungen und der planmäßigen Anwendung mannigfacher Kenntnisse und Fertigkeiten draußen im Felde und in der Heimat, auch darin, daß sich die sittliche Kraft, die mit dem ernstesten wissenschaftlichen Streben verbunden ist, aufs neue bewährt hat. Dennoch wollen wir nicht vergessen, daß gerade ihre relative Unabhängigkeit vom Staate, der sie erhält und schützt, und ihre Unbedachtheit auf den unmittelbaren Nutzen die deutschen Universitäten befähigt hat, sich zu dem zu entwickeln, was sie sind. Wir bauen nicht ins Blaue; eine dem Leben gänzlich entfremdete Wissenschaft würde zu einer bloßen Spielerei mit Begriffen und Formeln werden, unwürdig ernster Männer. Aber eine Wissenschaft, die nur an den Nutzen denkt, den sie schafft, verkauft das göttliche Erbteil um ein Linsengericht¹⁾. Wir wollen auch künftig nicht bloße „Geschäftsführer des ewigen, bürgerlichen

und leiblichen Wohles“ erziehen, wie es Kant einmal spöttisch ausdrückt, sondern Männer, die der Wahrheit um ihrer selbst willen dienen und die deshalb instande sind, ihr auch in der Stunde der Gefahr fest ins Auge zu sehen und mit ihrer ganzen Person einzutreten für das, was sie als recht und gut erkannt haben.

Der utilitaristischen Auffassung der Wissenschaft gegenüber hat einst das Zeitalter der Romantik, der „deutschen Bewegung“, wie man sie mit Recht genannt hat²⁾, den alten platonischen Gedanken wieder erneuert, daß, wie die Welt ein lebendiger Organismus, so die Wissenschaft ein Abbild des göttlichen Kosmos ist. Niemand hat ihn lebendiger erfaßt und hoheitsvoller durchgeführt als Schelling in jenen Vorlesungen, die er im Sommer 1802 an unserer Universität über die Methode des akademischen Studiums hielt³⁾. „Je mehr ein Gelehrter“, sagte er unter anderem, „seinen besonderen Kreis als Zweck an sich selbst begreift, ja ihn für sich wieder zum Mittelpunkt alles Wissens macht, den er zur allumfassenden Totalität erweitern möchte, desto mehr bestrebt er sich, Allgemeines und Ideen in ihm auszudrücken. Dagegen je weniger er vermag, ihn mit universellem Sinn zu erfassen, desto mehr wird er ihn, er mag sich dessen bewußt oder nicht bewußt sein, weil das, was nicht Zweck an sich selbst ist, nur Mittel sein kann, nur als Mittel begreifen.“ Mögen wir heute auch seinen kühnen Konstruktionen gegenüber den Erdresten alles historisch Gewordenen stärker betonen, als ideale Forderung werden wir das doch gehen lassen; und was wäre das Leben, was wäre die Wissenschaft ohne Ideale?

In Momenten des Rückblicks und Ausblicks entsteht auch demjenigen, der auf einem besonderen Studienggebiet seine Lebensaufgabe gefunden hat, die ernste Frage, welche Stellung die eigene Disziplin in dem großen Gefüge des Orbs intellectuais einnimmt, welche Ziele sie sich zu stecken hat und auf welchem Wege sie sie erreicht. Gewiß ist die Teilung der Fächer historisch entwickelt und durch praktische Rücksichten bedingt, aber sie muß sich doch auch logisch begründen lassen oder einer anderen Platz machen, die den idealen Anforderungen besser entspricht.

Möge es heute mir, als dem Vertreter der deutschen Philologie an unserer Universität, gestattet sein, von meiner Wissenschaft im allgemeinen zu reden. Es bestimmt mich dabei der Gedanke, daß über Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie in weiten Kreisen, und

vielleicht auch bei manchen Vertretern dieser Wissenschaft selbst, nicht tiefenige Klarheit besteht, die mir notwendig erscheint, um eine in allen Stücken gedeinhliche Fortentwicklung zu erzielen. Die deutsche Philologie darf ja zurückblicken auf eine Periode tüchtiger, überaus fruchtbarer Arbeit auf den verschiedensten Gebieten. Aber die notwendige und wissenschaftliche Spezialisierung der letzten Jahre droht sie auseinanderzureißen. Es geht nicht, daß der Grammatiker und der Literaturhistoriker, der Sammler auf volkskundlichem Gebiet und der Prähistoriker, oder wie sie sich alle nennen mögen, auf ihren Bahnen wandeln, ohne sich des gemeinsamen Zieles klar bewußt zu sein. Nur indem sie als geschlossene Wissenschaft auftritt, kann die deutsche Philologie auch hoffen, denjenigen Einfluß auf die Bildung der Nation zu gewinnen, der ihr zukommt⁴⁾.

Unsere Wissenschaft hat eine doppelte Wurzel: entstanden ist sie aus der nationalen Selbstbesinnung und aus dem Betrieb der klassischen Altertumswissenschaft. Mit der großen nationalen Bewegung, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von Italien ausging, das mittelalterliche Imperium zertrümmert und die modernen Nationalstaaten geschaffen hat, hängen beide zusammen. Die Begeisterung für die glänzende Vorzeit des römischen Volkes, die ein Cola Rienzi, ein Francesco Petrarca hegten, hat den italienischen Humanismus geboren, der nicht ohne scharfen Gegensatz blieb gegen die „Barbaren“ jenseits der Alpen, auf deren mangelnde formale Bildung die vermeintlichen Nachkommen der alten Römer mit Verachtung glaubten herabzublicken zu dürfen, nachdem sie ihre militärische Kraft und ihr politisches Übergewicht so lange hatten empfinden müssen. Aber die deutschen Barbaren erwiesen sich als lernbegierig. Sie weiteten mit den Italienern im Studium des Altertums, dessen unvergleichliche Kultur auch sie bewunderten und nachzubilden suchten; sie gruben nicht minder eifrig die griechischen und römischen Schriftsteller aus dem Schutt der Überlieferung und zeigten bald noch hingebenderen Fleiß in ihrer Aneignung. Gegen die Verachtung aber bäumte sich der nationale Stolz. Mit der Erschließung des klassischen Altertums begann man auch zu den ältesten Quellen deutscher Vergangenheit vorzudringen. Die Bekanntschaft mit den Historien und Annalen des Tacitus und mehr noch die Auffindung der Taciteischen Germania gab uns die Waffen gegen den italienischen Dünkel in die Hand⁵⁾.

Durch eines Römers Tat fand sich nun nach Jacob Grimms schönem Wort ein Morgenrot in unsere Geschichte gestellt, um das uns die anderen Völker beneiden können. Die Deutschen hatten die prahlerischen Wälschen nicht bloß durch Waffengewalt überwältigt, einst in grauer Vorzeit wie später immer wieder; sie hatten sie auch durch sittliche Tüchtigkeit übertroffen nach dem unverdächtigen Zeugnis eines der Besten unter ihren eigenen Vorfahren. Nun faßten Sebastian Murrho und Wimpfeling in der „Eptoma rerum germanicarum“ alles zusammen, was an kriegerischen Großthaten, an adliger Sitte, an Leistungen auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften zum Ruhm des deutschen Volkes berichtet wurde, sammelte Bebel deutsche Sprichwörterweisheit — freilich in lateinischer Sprache —, plante Conrad Celtis eine „Germania illustrata“, die Dramen der Hrotswit von Gandersheim und das Barbarossa feiernde Heldenepos Luginus wurden aus Licht gezogen. Und wenn auch der erste Feuerreiter, wie es zu gehen pflegt, bald verrauchte, wenn man die halbverstandenen Werke der aldeutschen Literatur recht planlos heranzog, wenn bald die Historiker, bald die Theologen, jetzt die Juristen und dann die schulmeisternden Grammatiker von aldeutschen Sprachproben Notiz nahmen, so brach doch die Tradition nicht wieder ab; auch nicht während der bösen Zeit des dreißigjährigen Kriegs, oder während der Herrschaft der wenig geschichtsfreundlichen Aufklärung. 1729 taucht wie es scheint, zuerst, bei dem Lexikographen Frisch, der Ausdruck „deutsche Philologie“ auf⁹⁾.

Und als dann nach dem glänzenden Aufschwung unserer Literatur im 18. Jahrhundert und dem schlimmen politischen Zusammenbruch im Anfang des 19. eine neue Periode nationaler Selbstbesinnung einsetzte, als die Brüder Schlegel und Tieck, Arnim, Brentano und Görres, die Brüder Grimm und Ludwig Uhland die aldeutschen Studien mit neuem Eifer ergriffen, als sie Poesie und Leben fanden, wo die hochmüthigen Gegenwartsmenschen nur Kunststücken bemerkt hatten, da hat die inzwischen herangeblühte klassische Philologie, das umgebende Studium der Griechen dazu beigetragen, daß wir unser eigenes Altertum wissenschaftlich erfassen lernten. Durch Wolfs Prolegomena ad Homerum, die ihrerseits unter dem Eindruck von Winckelmanns Kunstgeschichte stehen, lernte man die Literatur eines Volkes nicht als zufällige Masse beliebiger Schriftwerke, sondern als das organische Erzeugnis des sich entwickelnden Volksgeistes verstehen. Indem Lachmann

den ernsten Geist und die ausgebildeten Methoden der klassischen Philologie auf die deutsche Philologie übertrug, wurde diese mit einem Schlage zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben.

Ausgegangen in ihren alexandrinischen Anfängen von sprachlicher und sachlicher Interpretation und der Kritik des Literaturwerks, hat die Philologie auf diesem Gebiet ihre strengen Methoden ausgebildet und in ihnen noch heut ihr festes Rückgrat. Aber Interpretation und Kritik fließen überall aus der Erfassung der schriftstellerischen Persönlichkeit und weiter der Gesamtheit, der das schriftstellerische Individuum angehört und aus der heraus allein es zu verstehen ist. So führt der Weg von den Büchern zu den Menschen. „Aus der Betrachtung der Überreste des Altertums in Rücksicht auf ihre Urheber entsteht die Kenntnis der Alten selbst oder der Menschheit im Altertum“: so lautet das Programm Wilhelms von Humboldt⁷⁾, das Fr. Aug. Wolf und August Boeckh aufgenommen haben⁸⁾. Seit der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert hat die Philologie die Erforschung des geistigen Lebens als ihre eigentliche Aufgabe erkannt. Und zwar in der Begrenzung auf ein bestimmtes Volk oder (wie es bei der klassischen, griechisch-römischen Philologie der Fall ist) auf einen bestimmten Kulturkreis. In dieser räumlichen Beschränkung, der individualisierenden Behandlung ihres Objekts sehe ich ihre Eigenart und ihre Sonderstellung gegenüber anderen historischen Wissenschaften⁹⁾. Gewiß: sie verfährt zunächst analytisch. Aber keine echte Wissenschaft kann sich mit der Analyse begnügen¹⁰⁾. Worin anders aber besteht die philologische Synthese als in der Charakteristik der betreffenden Gesamtheit, die von einer Charakteristik der leitenden und für die Gesamtheit repräsentativen Individuen nicht zu trennen ist? Das antike Griechenland, das ist uns Themistokles und Perikles, Homer und Sophokles, Herodot und Thukydides, Platon und Aristoteles und so fort. Und Deutschland ist uns Karl der Große und Otto der Große, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, Luther und Bismarck. Die Charakteristik der Individuen und der Gesamtheit aber kann nur in der Form der historischen Entwicklung gegeben werden. Darin liegt die Erkenntnis des 19. Jahrhunderts, liegt auch die eigentliche Schwierigkeit unserer Aufgabe und, wenn man so will, die Antinomie im Begriff der Philologie. Unser Objekt ist fließend. Wenn ein hervorragender Vertreter

der alten Geschichte ¹¹) Philologie und Geschichte scharf scheiden möchte und das Wesen der Philologie darin sieht, daß sie die Produkte in die Gegenwart versetze und sie als gegenwärtig und daher zuständig behandle, so ist daran zweifellos etwas Richtiges. Philologische Interpretationskunst wird sich immer bemühen, die Geistesdenkmale der Vorzeit dem Verständnis der Gegenwart nahezubringen. Aber die These: „die Philologie behandelt ihr Objekt nicht als werdend und historisch wirkend, sondern als seiend“, überspannt den Gegensatz. Beides ist der Fall, und die Philologie kann sich das Recht nicht nehmen lassen, je nach Bedürfnis zwischen den beiden Anschauungsweisen zu wechseln. Sie wird heute Goethes Faust als ein Gewordenes, ein historisch Bedingtes behandeln und morgen als ein Ewiges und Unvergängliches. Sie trägt mit der größten Mühe den Text von Ilias und Odyssee aus dem Schutt der Überlieferung, damit der echte Homer seinen unvergleichlichen Zauber ausübe im alten Glanz, und sie löst wiederum diesen Homer auf in eine ganze Literaturgeschichte.

Philologie ist weder Sprachwissenschaft noch Literaturwissenschaft, überhaupt keine systematisierende Wissenschaft, sondern in erster Linie Geschichte ¹²). Sie sucht das geistige Leben eines Volkes, so können wir kurz sagen, in seinen charakteristischen Erscheinungen und seiner geschichtlichen Entwicklung zu erfassen und darzustellen.

Minik, Sprache, Musik, bildende Kunst, Schrift sind die Ausdrucksmittel, die Denkmäler der Sprache, der Musik und der bildenden Kunst daher die direkten, technische Erzeugnisse, Sitte und Recht, Wirtschaft und Staat, Religion und Kultus aber die wichtigsten indirekten Äußerungen geistiger Vorgänge ¹³). Sie sind von der philologischen Forschung entsprechend zu bewerten. Der alte Rahmen der Philologie hat sich im 19. Jahrhundert notgedrungen erweitert; aber ins Unbegrenzte dehnt sie sich nicht, und Haupt- und Nebengebiete scheiden sich deutlich. Will man die Philologie in ihrem synthetischen Teil deshalb mit dem vieldeutigen Namen Kulturgeschichte bezeichnen, so kann man das gelten lassen ¹⁴). Aber sie ist doch immer nur ein Stück Kulturgeschichte und durch ihre Grundrichtung von anderen geschichtlichen Disziplinen unterschieden. Die Theoretiker der Geschichtswissenschaften pflegen das zu verkennen ¹⁵). Wer sich mit politischer Geschichte beschäftigt, sucht doch wohl in erster Linie ein tieferes Verständnis für die Machtfragen im Völkerleben. Wer die Wirtschaftsgeschichte

erforscht, bemüht sich, bessere Einsichten in die Bedeutung der ökonomischen Verhältnisse für die menschliche Entwicklung zu gewinnen. Aus der Geschichte der Philosophie wünschen wir zu erfahren, wie sich die großen Lebensprobleme der Menschheit entfaltet haben. Dabei ist es meist gleichgültig und durch nebensächliche Momente bestimmt, wenn sich die Forschung einem bestimmten Volke zuwendet: es wird dem Forscher in erster Linie um die Sache selber, nicht um die Träger der Entwicklung zu tun sein. Demgegenüber findet die Beschäftigung des Philologen mit sehr verschiedenartigen Gegenständen nur darin ihre Berechtigung, daß sie durch das persönliche und psychologische Moment zusammengehalten werden, daß mit anderen Worten die Forschung, mit Müllenhoff zu reden, „unter dem Gesichtspunkt der Einheit und Totalität des Menschen die Ausbildung seines Geistes und Charakters bei Individuen und Nationen verfolgt“ ¹⁶).

Deshalb geht uns auch die materielle Kultur nur in zweiter Linie an: als Voraussetzung und Grundlage nämlich oder auch als sichtbares Zeichen des geistigen Lebens, des Ringens um einen höheren geistigen Gehalt. Die Beschäftigung mit dem äußeren Leben liegt an der Peripherie, nicht im Zentrum der philologischen Studien. Wenn die Kenntnis der sogenannten Realien für den Philologen zweifellos unerlässlich ist, so ist sie dennoch für ihn nicht eigentlich Selbstzweck. Die Szene, auf der sich die Schauspieler bewegen, und ihre Kostüme gehören mit zum Drama; aber das Drama selbst sind sie nicht ¹⁷). Es ist gewiß sehr interessant festzustellen, wie auf die Vieh- und Weidewirtschaft der Hackbau, auf den Hackbau ein primitiver, dann kunstvollerer Ackerbau folgt, auf die Naturalwirtschaft eine kapitalistische und so fort, und wie sich auf jeder neuen Stufe auch die ganze Lebenshaltung ändert. Aber diese typischen Erscheinungen der Kulturentwicklung, deren Erforschung das eigentliche Thema der allgemeinen Kulturgeschichte ausmacht, interessieren den Philologen nicht mehr als den Biographen die Tatsache, daß sein Held die Milchzähne und die Weisheitszähne bekommen hat, daß er aus dem Knabenalter in das Jünglings-, Mannes- und Greisenalter getreten ist.

Was die deutsche Philologie anstrebt oder anstreben sollte, ist eine Biographie unseres Volkes in seiner Totalität. Tacitus hat einst germa-

nische Art und Unart in genialer Skizze festgehalten, und noch immer glauben wir uns in dem Bilde wiederzuerkennen, das er von unseren Vorfahren entworfen hat, so stark unser Volk von fremder Sitte und Denkweise beeinflusst wurde, so viel es in den Jahrtausenden erlebte. Was dem Römer als eine feste Größe entgegentrat, der Charakter unseres Volkes, das suchen wir jetzt in seiner geschichtlichen Entfaltung zu erfassen, indem wir die konstanten und die variablen Elemente scheiden wie jeder Biograph.

In diesem Sinne hat schon Jacob Grimm Genialität die Aufgabe erfüllt, nachdem Herder, an Winckelmanns Behandlung der antiken Kunstgeschichte anknüpfend, es ausgesprochen, daß die Poesie ein Ausfluß und Ausdruck des nationalen Geistes ist, und nachdem Savigny gelehrt hatte, daß das Recht als ein Stück Volksleben genommen werden muß, das sich nicht willkürlich aus dem Zusammenhang der ganzen geistigen Verfassung eines Volkes lösen, nicht nach logischen und psychologischen Kategorien modeln läßt. In Sprache, Volkspoesie, Religion, Recht suchte Jacob Grimm unermüdete Liebe Geist und Gemüt unseres Volkes. Wenn er sein Bestreben mit Vorliebe Zeiten und Gebieten zuwandte, in denen sich die individuelle Tätigkeit noch nicht deutlich unterscheiden läßt, aus der sich jedoch in Wahrheit jenes große Gewebe zusammensetzt, das wir Volksleben nennen, so fand Karl Lachmann auf dem beschränkten Gebiet, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, gerade darin seine Stärke, daß er innerhalb des großen Ganzen die führenden Individualitäten zu erfassen bestrebt war. Er suchte in eindringender Analyse die verschiedenen und verschieden begabten dichterischen Individualitäten zu erkennen und zu charakterisieren, die an dem großen Nationalepos von den Nibelungen gedichtet haben; er suchte in seinen Ausgaben mittelhochdeutscher Poesie mit anscheinendem Verständnis der Eigenart Hartmanns von Aue geradezu gut gerecht zu werden wie der Wolframs von Eschenbach oder Walthers von der Vogelweide.

Wir dürfen es als einen sehr wesentlichen Vorzug empfinden, den wir vor den Vertretern anderer Philologien, auch der klassischen, voraushaben, daß wir für unsere Wissenschaft eine Fülle von Kenntnissen mühelos im täglichen Leben einsammeln, die wir nur wissenschaftlich nutzbar zu machen haben. In Sprache und Literatur haben wir wichtige Einsichten aus der unmittelbaren Beobachtung der Gegenwart gewonnen. Erst durch das

Studium der heutigen Volksdialekte haben wir auch das Mittel- und Althochdeutsche wirklich kennen gelernt, und selbst für die vorliterarischen Sprachperioden gibt uns die lebendige Sprache der Gegenwart beständig die tiefsten Aufschlüsse. In der Betrachtung der Gegenwart liegt auch in heilsames Gegengewicht gegen alle verklärende Romantik, eine Mahnung zu nüchterner und sachlicher Behandlung, die sich mit der warmen Liebe zum Gegenstande sehr wohl verträgt.

An die Gegenwart müssen wir also anknüpfen. Hier liegt der natürliche Ausgangspunkt für das komparative Verfahren bei allen unseren Studien. Auf dem heimischen Boden sollte sich jeder, der sich mit deutscher Philologie befaßt, zunächst einmal gründlich umsehen. Wie sich Gebirge und Ebenen, Wälder, Felder, Gewässer über Deutschland verteilen, wie weit die Buche reicht und die Fichte, wie die natürlichen und politischen Landschaften aussehen, wie die Menschen hier in Städten und Dörfern, dort in Einzelgehöften wohnen, wie Haufendörfer, Straßendörfer, Rundlinge sich verteilen, wie sich das sächsische, das fränkische, das alpine Bauernhaus unterscheiden: das alles erfordert unsere Aufmerksamkeit. Und wenn die Heimatkunde in erster Linie Aufgabe des Geographen ist, wenn wir der Initiative von Kirchhoff und Parsch schöne Arbeiten verdanken — wir in Thüringen dürfen auch Fritz Regels dankbar gedenken —, so hat die deutsche Philologie an diese Vorarbeiten mehr als bisher anzuknüpfen und sie den Zielen dienstbar zu machen, die sie selbst sich steckt. Uns freilich interessiert nicht eigentlich das Land, sondern die Leute, jenes nur, insoweit es die natürlichen Bedingungen abgibt für die geistige Entwicklung und soweit unser Volk es sich gestaltet und zum Ausdruck seiner Eigenart gemacht hat.

An die heimatische Landeskunde reiht sich deshalb die Volkskunde, die, ursprünglich eine aus Büchern schöpfende Wissenschaft, sich neuerdings mit Entschiedenheit dem Leben der Gegenwart zuwendet. Den Namen hat der gelehrte Weimarer Oberbibliothekar Reinhold Köhler, dem viele von uns noch für unermüdete Förderung bei wissenschaftlicher Arbeit zu Dank verpflichtet sind, eingeführt zum verbesserten und erweiterten Ersatz dessen, was 1846 William John Thoms „Folklore“ nannte¹⁹. Im Wesentlichen befaßt sich das, was man heute gewöhnlich als Volkskunde bezeichnet, nur mit den unteren, vorzugsweise ländlichen Schichten der Bevölkerung.

Man sucht in fleißiger Sammeltätigkeit alles, was dem Volk in diesem Sinn charakteristisch zukommt, zusammenzustellen, „den Typus der Schädel- und Körperbildung, die Mundart, Wortschatz und Namen, Haus und Hof mit allem Hausrat, die Tracht, Erwerbsverhältnisse und Nahrungsmittel, die primitiven Erzeugnisse volkstümlicher Kunst und Industrie, die Sitten und Bräuche, die sich an Familien- und Jahresfeste, an das tägliche Leben des Landmannes wie des Hirten anknüpfen, die Volksmeinungen, Aberglauben, Zauberei und Heilkunst, die Lieder mit ihren Weisen, die Spiele und dramatischen Aufführungen, Sprüche und Redensarten, Rätsel und Scherze“¹⁹.

Aber man kann zu sehr verschiedenen Zwecken sammeln und hat es getan. Nicht alles dient der Philologie. Da es sich vielfach um Überbleibsel ältester Kulturperioden handelt, die bei dem sogenannten Volk in die Gegenwart hineinragen, so richten auch Anthropologie und Völkerpsychologie ihr Augenmerk auf diese Dinge, Wissenschaften, deren allgemeine Ergebnisse natürlich auch dem Philologen für seine speziellere Aufgabe wertvoll sein können. Aber während jene den Menschen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort zum Gegenstand haben, hat Karl Weinhold die Volkskunde, wie sie schon Jacob Grimm und Andreas Schmeller vorschwebte und wie wir sie verstehen, als eine nationale und historische Wissenschaft definiert, die eine zeitlich und räumlich abgegrenzte Menschenverbindung zu erforschen sucht²⁰. Wenn Steinthal²¹ ihr ein mehr analytisches Verfahren zuschreiben wollte, im Gegensatz zur Völkerpsychologie, zu deren Begründern er gehört, so verkannte auch er die Eigenart philologischer Synthese.

Seit Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist die deutsche Volkskunde sichtlich aufgeblüht. Auch die Gebildeten beginnen wieder zu fühlen, was Rudolf Hildebrand als nationale und soziale Forderung zu verkünden nicht müde wurde, daß wir alle mit Leib und Seele zum „Volk“ gehören. Unter Weinholds Leitung hat sich 1890 der Berliner Verein für Volkskunde zusammengefunden, und von 1894—1899 entstand eine Reihe provinzieller Gründungen in Baden, Bayern, Schlesien, Böhmen, der Schweiz, Sachsen, Hessen.

Am meisten Pflege hat schon früher die Mundartenforschung gefunden, der Andreas Schmeller die Bahn gebrochen, Frommann eine erste, freilich kurzlebige Zeitschrift gewidmet und Weinhold ihren Platz im Kreis ernster grammatischer Forschung angewiesen hat. An die Seite der zahlreichen

Dialektgrammatiken ist seit 1881 Wenkers originelle Schöpfung, der in der Ausarbeitung begriffene Sprachatlas des Deutschen Reichs, getreten. Eine deutsche Dialektgeographie hat sich als besondere Hilfsdisziplin gebildet; sie hat uns überraschende Einblicke in die Ausbreitung sprachlicher Erscheinungen über engere und weitere Gebiete gegeben, das heißt über den unmittelbaren mündlichen Verkehr in naher und ferner Vergangenheit. Wir haben lernen müssen, wie schwer sich heute wirkliche Dialektgrenzen ziehen lassen, wie sich vielmehr einzelne lautliche, formale, syntaktische und lexikalische Erscheinungen in Wellenlinien um einen idealen Mittel- und Ausgangspunkt legen, wie diese verschiedenen Linien sich bald schneiden, bald parallel laufen in buntem Gewirr. Wo es gelingt, die Linienfülle historisch zu deuten, werden wir einen bedeutsamen Einblick in die Geschichte des sprachlichen Verkehrs der betreffenden Gegenden gewonnen haben.

Ergänzt wird diese noch völlig im Fluß begriffene Arbeit durch die großangelegten Sammlungen des dialektischen Wortschatzes, die auch schon Schmeller begonnen hat, die aber doch erst in den letzten Dezennien zielbewußt in Angriff genommen worden sind. An das unfängliche Schweizerische Idiotikon, das Schwäbische und das Elsässische Wörterbuch haben sich Dialektwörterbücher aus fast allen deutschen Landschaften angeschlossen, für die augenblicklich eifrig gesammelt wird.

Neuerdings hat der Verband volkskundlicher Vereine auch eine Organisation für die systematische Sammlung von Volksliedern, Texten und Melodien geschaffen, an denen unser Volk einen unübersehbaren Schatz besitzt. So sind wir denn in Deutschland zurzeit damit beschäftigt, eine überaus reiche Ernte in die Scheuern zu bringen, und finden noch kaum Zeit, über den Ertrag nachzudenken.

Die Aufgaben der Volkskunde lassen sich geographisch-deskriptiv behandeln. Die Dialektgeographie zeigt das am deutlichsten. Wir brauchen auf ein reiches Material gestützte, zuverlässige und sorgfältig abgewogene Schilderungen vom Wesen der bodenständigen, nicht fluktuierenden, fremdartigen Bestandteilen möglichst unzugänglichen Bevölkerung der einzelnen Provinzen und Landschaften, wozu bisher nur Ansätze vorliegen²². Aber wir brauchen mehr. Indem wir die Unterschicht der Kultur von heut untersuchen, eröffnen wir uns damit zugleich das Verständnis für eine Sphäre der geschichtlichen Welt, in die uns die literarischen Quellen nur gelegentlich

einen Einblick gestatten, lernen wir auch die Kultur der Vergangenheit in ihrer Schichtung erst richtig kennen und tasten uns Schritt für Schritt zurück in eine vorliterarische Zeit, wo jene Schichtung noch nicht bestand. Von dem eigenen Volk schweift der Blick auf fremde; wir üben mit Erfolg die Methode der „wechselseitigen Erhellung“. Eine historische Vertiefung des Materials muß also von vornherein angestrebt werden. Erst als Teil einer umfassenderen historischen Wissenschaft gewinnt die Volkskunde ihre richtige Stellung²³⁾.

Die wissenschaftlichen Begründer deutscher Philologie gingen vom deutschen Mittelalter und der mittelhochdeutschen Literatur aus. Das Nibelungenlied erschien ihnen als das Hauptwerk deutscher Volkspoesie, die sie in scharfem Gegensatz gegen die Kunstpoesie sahen. Von hier aus suchten sie in den Kern deutschen Wesens einzudringen, „auf die innersten Adern zu schauen, bis wo sie sich flechtend, ineinander verlaufen“. „Das Leben in der reinen Handlung“ nannte Jacob Grimm die Naturpoesie, „ein lebendiges Buch wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber ausliest noch durchverst“²⁴⁾. Aber man mußte bald erkennen, daß das Nibelungenlied ebenso wie die Gudrun und die Epen von Dietrich und Wolf Dietrich eine höchst eigenartige und komplizierte Entstehungsgeschichte haben und als Niederschläge einer jahrhundert langen Entwicklung zu betrachten sind. Durch Wilhelm Grimms „Heldensage“ und Lachmanns „Kritik der Sage von den Nibelungen“ sah man sich zurückgewiesen in die Zeit der Völkerwanderung und weiter in die Zeit der ersten Kämpfe zwischen Römern und Germanen, in die Zeit des alten Götterglaubens und seiner Spiegelung in Mythos und Sage. Es erwies sich als notwendig, die ältere Literatur der übrigen germanischen Völker heranzuziehen, die gemeinsames Erbgut vielfach besser gewahrt haben als die römischen und romanischen Einflüsse früh ausgesetzten Stämme des inneren Deutschland.

Sprachliche Forschung wies dieselben Wege. Jacob Grimm hielt es in der Vorrede seiner Deutschen Grammatik noch für nötig, sich zu rechtfertigen, daß er sich nicht auf Alt- und Mittelhochdeutsch beschränkt, sondern außer dem Niederdeutschen auch das Gotische, Friesische, Englische und die skandinavischen Sprachen wenigstens in ihren

ältesten Phasen herangezogen habe. In der allseitigen Erforschung der altgermanischen Periode, unseres Heldenalters, das seine Ausläufer bis ins 13. Jahrhundert erstreckt, sah dann Karl Müllenhoff seine eigentliche Lebensaufgabe und zugleich einen notwendigen Akt nationaler Selbsterkenntnis.

Man hat Müllenhoff vorgeworfen, daß er den Begriff der Deutschen Altertumskunde überspant habe²⁵⁾. Die Erforschung urgermanischer Dichtung und Sage gehöre in die Literaturgeschichte, die der Mythologie teils in die Literaturgeschichte, teils in die der Religion und des Kultus. Der Vorwurf mag nicht unberechtigt und eine Beschränkung der Bezeichnung Altertumskunde auf die sogenannten Realien zweckmäßig sein. Aber Müllenhoff empfand eben als Philologe. Ihm war es um das geistige und gemütlche Leben unserer Vorfahren zu tun, und weil er fand, daß die äußeren Voraussetzungen dafür unbekannt waren, suchte er sie zu ergreifen. Aber bei aller Gelehrsamkeit, die er auch anderwärts entfaltete, er war doch erst in seinem eigentlichen Element, wenn er etwa in Verbindung mit den dürftigen Zeugnissen römischer Autoren aus den Worten für Gesang, Lied, Strophe oder aus alliterierenden Wendungen schwerwiegende Schlüsse zog für die ersten Anfänge unserer Poesie, oder wenn ihm die Namen erzählen mußten, was unsere Vorfahren träumten von Kampf und Sieg, welche Tugenden sie an Männern und Frauen vornehmlich schätzten, zu welchen Göttern sie beteten, welche Helden der Sage oder Poesie ihnen als Ideale vorschwebten. Fürwahr, es läßt sich ein hübsches Stück deutscher Geistesgeschichte enthüllen, wenn man zeigt, wie die alten, klangvollen, zuletzt kaum noch verstandenen kompositionellen Bildungen wie Siegfried, Friederich, Orwin („Speerfreund“), Liutbrand („Volksschwert“), Rupprecht („Ruhmglänzend“) zurücktreten und durch Peter, Paul, Hans ersetzt werden, oder wenn Irnengart, Hildegund, Mechtild der Maria, Anna, Margareta Platz machen: die alte kampfstreudige germanische Welt versinkt, und das Christentum setzt seine Heiligen an die Stelle.

Aber schon die Namen erzählen uns doch auch ganz anderes, zumal die Ortsnamen. Sie berichten uns, wie sich einst Kelten und Germanen in den Boden des heutigen Deutschland teilten, wie weit die Slaven von Osten her vordrangen, oder wo sich die ältesten germanischen Siedler niederließen, an Waldändern oder Flußläufen, „ut fons, ut campus, ut nemus

placuit“, oder auch wie sie im Laufe der Jahrhunderte in die Tiefen der Urwälder rodend vordrangen: also äußere geschichtliche Tatsachen, die sich erst sekundär für die Geschichte des inneren Lebens ausnutzen lassen. Aber eben wegen dieses sekundären Wertes muß es den Philologen locken, auch hier seine Methoden zu erproben und auf Gebiete vorzudringen, auf denen noch unendlich viel zu erforschen ist. Ähnlich wie mit der Namenforschung aber steht es mit der Wortforschung überhaupt. Das Wortmaterial gestattet uns einen erheblichen Einblick auch in die äußere Kultur unserer Vorfahren, und die etymologische Forschung verdankt die Popularität, deren sie sich ungleichbar erfreut, wohl größtenteils diesem Umstande.

Die verschiedenen Wissenschaften sind sonderbar ineinander gewachsen. Philologische Methoden reichen, wie mir scheint, weiter als das Gebiet der philologischen Wissenschaften. Dafür hat die Philologie für ihre eigenen Zwecke in weitem Umfang die Unterstützung anderer Wissenschaften nötig. Die Ausdeutung des Wortmaterials wird sehr unsicher, wo die Kontrolle durch die Sachen, die wirklich erhaltenen Reste der äußeren Kultur, Bodenfunde und Museumsstücke fehlt. Für die vorliterarische Periode kann uns der kümmerlichste Topfscherbe wichtige Aufschlüsse geben, auch für die geistige Existenz. Ob unsere Vorfahren ihre Toten bestatteten oder verbrannten, und die Art, wie sie sie bestatteten, läßt uns erkennen, was sie über die Seele und ein Fortleben nach dem Tode dachten, gewährt uns also Einblick in ihre ganze Sinnesweise. Und eben um dieser Schlüsse auf die Psyche willen dürfen wir auch die Funde der vorliterarischen Zeit nicht vernachlässigen, sofern es gelingt, sie unseren direkten leiblichen und geistigen Vorfahren zuzuweisen. Die sogenannte Prähistorie gehört also in dieser Beziehung mit in den Bereich unserer Wissenschaft, wenn sie auch eine Arbeitsweise fordert, die sich mit der für andere Zwecke ausreichenden Schablone nicht leisten läßt. Aber die Methoden sind doch nicht um ihrer selbst willen da, sondern um der Zwecke, die man mit ihnen erreichen will.

Da die Kindheitsgeschichte in jeder Biographie ein Kapitel von besonderer Wichtigkeit ist, hat man die Erforschung aller Teile des Lebens auch bei uns gerade für die älteste Zeit mit erfreulicher Energie in Angriff genommen. „Aus ferner Vergangenheit“, sagte Jacob Grimm²⁹⁾, „frommt es alles und jedes zu erforschen.“ Lachmann gegenüber, den

er zu den Worphilologen rechnete, vertat der Begründer der deutschen Grammatik das Recht der Sachphilologie²⁷⁾. Aber man lasse sich nicht täuschen: nicht auf das Juristisch-Technische kam es Jacob Grimm an, als er seine „Deutschen Rechtsaltertümer“ schrieb, sondern auf den Ausdruck deutschen Wesens im Recht. „Wir sollten eingedenk sein“, heißt es in der Vorrede, „daß neben jenem Rohen, Wilden oder Gemeinen, das uns beleidigt, in dem altheutschen Recht die erfreuende Reinheit, Milde und Tugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müssen“²⁸⁾.

Germanische und neuerdings indogermanische Altertumskunde sind nun freilich Disziplinen, die nach verschiedenen Seiten schauen. Sie lassen sich auch als Teile einer gemeingermanischen oder indogermanischen Philologie betrachten. Aber so wenig die Berechtigung solcher sich räumlich weiter erstreckender Wissenschaften gelugnet werden soll: sie werden gut tun, sich zeitlich zu beschränken, da sie in den modernen Phasen allzusehr auseinander zu flattern drohen. Wer sich dagegen die Erforschung gerade der deutschen Kulturnation zur Aufgabe stellt, dem wird doch immer der Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart wertvoll sein. Ein Ideal fand auch Müllenhoff, gelte durch unsere ganze Geschichte hindurch, dunkel empfunden in den Tagen der Teutoburger Schlacht, klar erkannt und ergrißen im Zeitalter unserer Klassiker, und Friedrich Schiller war ihm die Erfüllung ältester Träume, der „liberator haud dubie Germaniae“²⁹⁾.

Mit der Einführung des Christentums und dem Einfluß römischer und romanischer Kultur vollzieht sich eine große Umbildung in Deutschland, die in der Poesie der ritterlich-höfischen Zeit einen deutlich erkennbaren Ausdruck gefunden hat. „Es ist“, nach Jacob Grimms Wort, „als ziehe sich eine große Einfachheit zurück und verschließe sich in dem Maße, worin der Mensch nach seinem göttlichen Treiben sie aus eigener Kraft zu offenbaren strebt“³⁰⁾. Der große Gegensatz der Weltkultur und der nationalen Traditionen taucht auf, der für unsere ganze Entwicklung bis heute der wichtigste geblieben ist. Der Gedanke einer internationalen mittelalterlichen Philologie liegt darum sehr nahe. Schon A. W. Schlegel hat ihn gehabt³¹⁾. Der Umstand, daß während des 12. und 13. Jahrhunderts die deutsche Kultur in starker Abhängigkeit von der französischen

steht, rechtfertigte es, daß an vielen deutschen Universitäten deutsche und romanische Philologie lange Zeit in einer Hand vereinigt blieben. Neuerdings hat man auch die Wichtigkeit der lateinisch geschriebenen internationalen Literatur des Mittelalters und ihren Einfluß auf die in den Nationalsprachen abgefaßte besser einschätzen gelernt und die Forderung nach Professuren für Mittellatein erhoben. Auch hier schließen sich die verschiedenen Standpunkte nicht aus. Wir brauchen in der Tat recht viele Gelehrte, die das mittelalterliche Latein in den Mittelpunkt ihrer Studien stellen, und nicht nur die Sprache allein, sondern die ganze durch die Kirche vermittelte lateinische Kultur; aber die nationalen Zusammenhänge sind uns doch wohl noch wichtiger, und die große Zukunft gehört den nationalen Philologien.

International sind Religion und Wissenschaft, die zuerst von der Kirche gepflegte Musik und bildende Kunst, das seit dem 14. Jahrhundert benannte römische Recht. Aber die Grundfrage, mit der wir an diese Gebiete heranzutreten haben, auf denen wir die Sonderarbeit der Theologen, Philosophen, Juristen, Kunsthistoriker dankbar hinnehmen werden, die wir ihnen aber nicht allein überlassen dürfen, lautet: in welcher Weise haben die Deutschen sich die fremden Anregungen zu eigen gemacht, oder wie kommt auf diesen Gebieten die ererbte Art zur Geltung und wie bildet sie sich um? Ich fordere hier herzlich eine Erweiterung unseres Betriebes. Die gleiche Methode unter Beachtung der genetischen Zusammenhänge, die den Iwein Hartmanns von Aue neben den Löwenritter Chrestiens von Troyes, den Parzival Wolframs neben den Conte du Graal oder die Goethesche Iphigenie neben die Euripideische stellt, hat noch ein weites Feld. Die Reformation Luthers wird mit Recht allgemein unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß hier deutsche Eigenart mit überraschender Kraft zum Durchbruch kommt. Aber auch in der deutschen Mystik treffen wir sie an, und vorher bei den Mönchen von St. Gallen oder der Reichenau oder Fulda, bei dem fleißigen Kompilator Hrabanus Maurus so gut wie bei dem grübelischen Sachsen Godescalc. Und ist es in der Gegenreformation bei Spe und Angelus Silesius etwa nicht der Fall? Nur verschieden gemischt sind die Elemente. Uns darf aber auch die nationale Arbeit in der Musik von Notker von St. Gallen bis auf Richard Wagner und Max Reger nicht fremd bleiben; ebensowenig in der bildenden Kunst, und so fort auf allen Gebieten.

Je komplizierter das Leben wird, um so schwieriger werden die Aufgaben, die an uns herantreten. Denn die Beschäftigung mit Gebieten, für die bestimmte technische Kenntnisse unerlässlich sind, fordert auch von den Philologen wenigstens jenes Maß technischer Schulung, das zum Verstehen nötig ist. Die Redensart, es sei die Synthese unter dem Gesichtspunkt der nationalen Entwicklung den Philologen, die Forschung aber den Vertretern der Sonderdisziplinen zu überlassen, hilft nicht weiter: Synthese ohne Forschung läßt sich nicht denken. Freilich werden viele zusammenarbeiten müssen, und der Einzelne wird immer nur Stückwerk leisten³²⁾. Aber eine gewisse Weite des Horizonts und eine große Vielseitigkeit der Bildung ist nun einmal den Philologen unerlässlich, und sie wird es um so mehr, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Wir dürfen auch für die neueren Phasen unserer Geschichte die philologische Interessensphäre nicht willkürlich verengen, auch wenn wir zugestehen müssen, daß unsere Wissenschaft hier vorläufig noch sehr in den Kinderschuhen steckt. Das Maß von Arbeitskraft, die hier einzusetzen ist, richtet sich nach dem Gewinn, der für die Charakteristik unseres Volkes erwartet werden darf.

Für alle Zeiten aber bleiben Sprache und Literatur im Mittelpunkt der philologischen Studien. Das ist nicht nur durch die Geschichte unserer Wissenschaft bedingt, sondern in der Eigenart der sprachlich-literarischen Gebilde begründet. Immer wieder werden wir auf Sprache und Literatur hingewiesen; jene Aufgaben, die uns auch auf anderen Gebieten des Lebens entgegenreten, finden wir in der wissenschaftlichen Behandlung der Sprach- und Literaturgeschichte vereint, und ihre Lösung ist hier am weitesten gefördert.

Die Sprache ist nicht nur das allgemeinste und weitaus wichtigste Ausdrucksmittel des geistigen Lebens; sie ist auch Produkt und Denkmal desselben und deshalb unser Objekt. Nach ihrer inhaltlichen Seite umgrenzt sie den ganzen begrifflichen Horizont eines Volks, nach der formalen führt sie in die vom Bewußtsein nicht erhaltenen Regungen der Volksseele³³⁾. Es war ein entscheidener Irrtum, wenn August Schlegel die Sprache als ein reines Naturzeugnis behandeln wollte, eine Art Pflanze, auf die sich die Darwinsche Entwicklungstheorie anwenden ließe³⁴⁾. Auch in der Zeit, die aller literarischen Produktion vorangelt, schaffen Menschen die Sprache,

wenn auch wesentlich unbewußt, die mannigfachen Zufälligkeiten alles Kulturlebens spiegeln sich in dieser Schöpfung ab, und wenn wir gewisse Gesetzmäßigkeiten in ihr wahrnehmen, so kommt das daher, daß wir eben nur die großen Wellen in der geschichtlichen Bewegung zu verfolgen vermögen, die kleineren Strömungen und Gegenströmungen aber nicht mehr erkennen. Von dem Augenblick an, wo wir eine schriftstellerische Tradition haben, haben auch die schriftstellerischen Persönlichkeiten ihren Einfluß ausgeübt, und neben ihnen in gewissen Äußerlichkeiten diejenigen, die ihre Werke überlieferten, die Schreiber und Buchdrucker, die Grammatiker und Philologen. Die Schriftsprache entsteht als ein Kulturprodukt, oder vielmehr zunächst nicht die eine Schriftsprache, sondern die vielen, die dadurch hervorgerufen werden, daß die Schriftsteller sich zu Gruppen und Schulen zusammenschließen, nach den Landschaften, denen sie angehören, oder nach den Tendenzen, die sie vertreten. Da sich die verschiedenen Kreise schneiden, tritt ein Austausch des Wortmaterials ein, eine gegenseitige Beeinflussung in Stil und Syntax und schließlich auch in Formen und Lauten. Dichter bevorzugen Worte und Flexionsformen, die nicht der ihnen geläufigen lebendigen Sprache, sondern der literarischen Tradition entstammen, aber bequeme Reime bieten, zur Rhetorik neigende Prosaiker die volleren Formen und Konstruktionen, die Geschäftsleute und Urkundenschreiber das, was der Deutlichkeit dient. Selbst auf die Kreise, die wenig schreiben und lesen, erstreckt sich der Einfluß der Schriftsprache, insofern sie Umgangssprache der Gebildeten wird, und es gibt heute keinen Dialekt, der ganz unberührt von ihr wäre.

Die herkömmliche Form der systematisierenden Grammatik reicht für die sprachgeschichtlichen Aufgaben nicht aus³⁹. Der lebendige Fluß der Entwicklung kommt in dem Schema Lautlehre, Formenlehre, Syntax nebst Unterabteilungen nicht zu seinem Recht. Eine wirkliche Geschichte der deutschen Sprache soll noch geschrieben werden. Will man indessen an einem konkreten Beispiel zeigen, was sich auch innerhalb des gegebenen Rahmens leisten läßt, so wird man auch heute noch immer am liebsten zu Jacob Grimm's bewunderungswürdiger Deutscher Grammatik greifen. Das Wesen unserer alten Sprache tritt uns nirgends lebendiger entgegen; es bedarf nur leichter Nachhilfe, namentlich in dem in den Einzelheiten überholten ersten Bande, um es in seinen Grundzügen neu erstehen zu

lassen. Wir sehen hier, wie ein ererbter Vokalwechsel in den Dienst begrifflicher Unterschiede gestellt ist. Wir glauben bei unseren Vorfahren den Zug zur Ordnung und Organisation, zur Durchgeistigung des körperlichen Elementes der Sprache zu erkennen; doch wiederum nicht so stark, daß nicht für eine gewisse Eigenwilligkeit Spielraum wäre, die unsere Sprache bis auf den heutigen Tag zu einer schwer erlernbaren gemacht hat. Das System des Ablauts, das sich in der starken Konjugation am auffälligsten geltend macht (binden — band — bunden — gebunden), erscheint wie ein wohlgefügter, planmäßiger Bau, bei dem es aber denn doch wieder viele recht sonderbare Ecken, verbaute Winkelchen, eigentümliche Schnörkel und Türmchen gibt. Die Phantasie kommt zu ihrem Recht, wenn sich die Substantiva in eine männliche, weibliche und sächliche Klasse scheiden, und wenn diese Scheidung durch die Verwischung anderer formaler Unterschiede stärker als in verwandten Sprachen hervortritt⁴⁰. Die Neigung, den Hauptakzent auf die begrifflichen Elemente des Wortes zu legen, unter Vernachlässigung derer, welche die Beziehung der Begriffe zueinander andeuten, hat die Worte allmählich zusammenschrumpten und die volltönenden Nebensilben sich in klanglose verwandeln lassen, und die Freude am vollen Klang der Worte, die uns in einem gotischen *salbōdedun* gegenüber unseren „salben“ oder in einem althochdeutschen *zalōno* gegenüber unseren „Zahlen“ entgegentritt, war nicht stark genug, um dieser charakteristischen Neigung Halt zu gebieten.

Anderwärts lernen wir unsere alte Sprache mehr von der inhaltlichen Seite kennen. In dem Kapitel über die Wortzusammensetzung treten uns die Vorstellungen und Begriffe entgegen, in denen sich unsere älteste Poesie mit Vorliebe bewegte, die zahlreichen Ausdrücke für Kampf und Krieg, Volk und Führer, namentlich auch in der reichen Fülle von Personennamen, durch die jeder einzelne Mensch „zum Mitglied einer kampfesfrohen Welt“ gemacht wurde. Die vielen Synonyma treten hervor, mit denen der alte Dichter seine Gegenstände hervorhob und einschärfte, die poetischen Beiwörter, die er an jedes Objekt zu hängen für nötig hielt, um die Phantasie seiner Hörer in eine ideale Welt zu versetzen⁴¹.

Aber Jacob Grimm ist doch nur eine verhältnismäßig kleine Strecke vorgeedrungen auf der durch ihn eröffneten Bahn. Wir wollen auch den geistigen Gehalt der Karolingerzeit, der staufischen Periode, der Reformation,

des Sturmes und Dranges sich in gleicher Weise erschließen sehen, wie der durch Jacob Grimm allein ausgeschöpften ältesten Zeit. Wir wollen erkennen, wie der persönliche Stil Wolframs von Eschenbach, Luthers, Goethes aus dem allgemeinen Sprachgebrauch herauswächst, wie sich die philosophischen Termini der Mystiker, Jacob Böhmes, Christian Wolfs, Hegels bilden und so fort. Es ist das Programm, das Wilhelm Scherer schon 1865 aufgestellt hat³⁹⁾, und man kann nicht sagen, daß wir in seiner Erfüllung sehr weit gekommen wären³⁹⁾. An schönen Einzelleistungen fehlt es nicht. Aber die germanischen Sprachen und die einzelnen deutschen Mundarten dringen schon in der ältesten Zeit mit einer solchen Fülle von Formen auf uns ein, daß sich für die grammatische Forschung zunächst begrenztere Aufgaben ergeben haben. Diese ganz fast beängstigende Buntheit mußte erst einmal gesichtet und in ihren Einzelheiten historisch erklärt werden, und die Erklärung führte vielfach über den Rahmen der deutschen Philologie hinaus. Gerade die Probleme, die auf dem Gebiet der deutschen und germanischen Laut- und Formenlehre zu lösen waren, gaben die Veranlassung dazu, gründlicher über die physiologischen und psychologischen Grundlagen des Sprachlebens nachzudenken. Die Resultate dieses Nachdenkens sind sogleich für die allgemeine indogermanische Grammatik nutzbar gemacht worden und haben einen Aufschwung der Sprachforschung herbeigeführt, der namentlich in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hervortrat und an dem die Germanisten hervorragend und ruhmvoll beteiligt sind⁴⁰⁾. Wie die allgemeine und sozusagen gesetzmäßige Richtung der Lautentwicklung durch das die grammatischen Kategorien und Systeme schaffende Prinzip der Analogiebildung durchkreuzt wird, das mußte im einzelnen festgestellt werden, und dabei ergaben sich so viel Probleme verwikelster Art und konkurrierende Erklärungsmöglichkeiten, daß das, was ich die volkpsychologische Betrachtungsweise nennen möchte (im Gegensatz zur völkerpsychologischen), zunächst nochedrungen zurücktreten mußte.

Aber vergessen ist sie nicht, wenn auch selbst die Frage nach den Ursachen einer für die germanischen Sprachen so charakteristischen Erscheinung, wie der sogenannten Lautverschiebung, noch heute nicht gelöst, ja trotz verschiedener Hypothesen kaum der Lösung näher gebracht ist — für den freilich kein Wunder, der bedenkt, wie wenig wir tatsächlich von dem wahren, durch ein paar Lautzeichen nur sehr unvollkommen be-

zeichneten Wesen der urgermanischen Sprachlaute wissen. Nur eine sehr genaue Beobachtung des Lautlichen in den heutigen Dialekten und ein sehr vorsichtiges, schrittweises Zurückgehen auf ältere Sprachphasen in Verbindung mit gewissen Schlüssen, die wir aus anderen indogermanischen Sprachen ziehen können, verspricht hier weitere Erfolge.

Die Erforschung des Wortschatzes, der Syntax, des Stiles einzelner Schriftsteller scheint unmittelbar ins Zentrum der Philologie zu führen, und es ist erfreulich, daß sich neuerdings das Interesse diesen Gebieten lebhafter zuwendet⁴¹⁾.

Die Aufgaben, die wir der Sprachgeschichte stellen, gelten ohne weiteres auch für die Literaturgeschichte⁴²⁾. Aber neue höhere kommen hinzu. Literatur ist nichts anderes als festgewordene Sprache: Sprache, die die Fähigkeit erlangt hat, über den engen Kreis, auf den der Schall der gewöhnlichen Rede seiner Natur nach beschränkt ist, hinauszudringen und das zu finden, was wir ein Publikum nennen; Sprache, die sich durch ihre innere Bedeutung oder ihre äußere Form oder beides von der gewöhnlichen wirkungsloseren Rede unterscheidet. Sie besteht nicht nur aus den geschriebenen Werken. Sie beginnt etwa mit dem Anspruch des geistig bedeutenden Mannes, der von Mund zu Mund getragen wird, oder mit der Erzählung eines sachlich interessanten Vorganges, der immer wieder neue Berichterstatler findet, mit der rhythmisierten Rede, die sich dem Gedächtnis so viel leichter einprägt und deshalb dauerhafter ist als die Prosa. Mit der Erfindung der Schrift und des Buchdrucks wächst das Publikum und entsteht erst die Möglichkeit einer literarischen Kritik. Aber wir dürfen doch die neben der schriftlichen jahrhundertlang fortlaufende, ja nie ganz absterbende rein mündliche Tradition nicht übersehen.

Durch den sinnvollen Zusammenhang seiner Teile gewinnt das Literaturwerk eine höhere Bedeutung für das geistige Leben. Dem muß die Literaturgeschichte gerecht zu werden suchen. Sie ist nicht Ästhetik; sie ist in erster Linie Geschichte. In ihr wird die schöpferische Persönlichkeit erfäßbar⁴³⁾. Neben den Gebenden hat sie aber auch die Empfangenden zu berücksichtigen, neben den Schriftstellern das Publikum⁴⁴⁾. Wir fragen nach der Wirkung eines Literaturwerks und schätzen seine Bedeutung für das geistige Leben danach ein. Natürlich nicht in dem äußerlichen Sinne, daß

wir einen beliebigen Sensationsroman höher bewerten als ein großes Kunstwerk: unter Wirkung ist nicht die bloße Augenblickswirkung zu verstehen, auch nicht allein die Wirkung in die Breite. Wir fragen nach den Gründen, warum ein Literaturwerk wirkt oder nicht wirkt, und die Ästhetik als normative Wissenschaft leistet uns wertvolle Dienste⁴⁵⁾. Wir haben aber auch den wissenschaftlichen, ethischen, religiösen Gehalt zu prüfen. Wir fragen, was der Tradition angehört und was Neuschöpfung des Individuums ist, und stellen so jedes Werk ein in den ewigen Fluß des Lebens.

Nicht von Höhe zu Höhe darf die Literaturgeschichte schreiten; sie muß auch die Täler und Niederungen durchmessen; nur so lernt sie jene wirklich kennen und richtig einschätzen. Sie darf sich auch nicht auf die sogenannte schöne Literatur beschränken; die großen wissenschaftlichen Werke, die Predigtliteratur, die religiösen Traktate haben zeitweilig einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. Wir dürfen auch an den vielen lateinisch schreibenden Autoren in Deutschland nicht vorübergehen; zeitweilig sind sie die eigentlichen Führer auf literarischem Gebiet gewesen. Die Frage, wie weit der Charakter der Nation in der fremdsprachlichen Form zur Geltung kommt, gewinnt dabei besondere Bedeutung. Auch hier sind uns die Anfänge wichtig, und wer da meint, die neuere deutsche Literatur von der älteren mit scharfem Schnitt abzutrennen, läuft Gefahr, gerade den innersten Kern und nationalen Gehalt unseres Literaturlebens zu verkennen.

Jedes Literaturwerk enthält ein Stück der idealen Welt, die sich ein Menschenkind gebildet hat und in der es lebt; vor anderen das Dichtwerk, das uns darum unendlich wertvoll wird. Die deutsche Literaturgeschichte als Ganzes zeigt die Idealwelt unseres gesamten Volks in ihrem ständigen Wechsel und nach ihren bleibenden Elementen. In den großen Leistungen aber, die die Jahrhunderte überdauert haben und auf die Besten immer aufs neue wirken, enthüllen sich die größten und tiefsten, die wahrhaft bleibenden Ideale, welche die deutsche Volksseele hervorzubringen imstande war und nach denen die Weltgeschichte sie zu bewerten hat.

Anmerkungen.

1) Paulsen, System der Ethik, 4. Aufl., Berlin 1896, I, S. 124 will den Hauptunterschied der modernen Wissenschaft von der antik-griechischen darin finden, daß jene mehr auf das praktische Leben eingestellt sei: „Es tritt aber in der modernen Schätzung der Erkenntnis noch ein eigentümlicher Zug hervor, der in der griechischen fehlt: den Griechen war die Erkenntnis als solche um ihrer selbst willen das Höchste; die Modernen preisen sie vor allem um ihres praktischen Nutzens willen. Die Physik oder Naturphilosophie der Griechen ist reine Theorie; der spezifische Stolz der Modernen ist, daß sie durch die Wissenschaft die Dinge und Kräfte den menschlichen Zwecken dienstbar gemacht haben.“ Darn liegt gewiß etwas Richtiges, wenn mir auch Paulsen zu einseitig den Standpunkt der modernen rechnenden Naturwissenschaften zu vertreten scheint. Auf die Forderung, die Wissenschaft müsse ins Leben eingreifen, auf die Gegenwart wirken, die bekanntlich Gerwinus erhob, hat schon Ranke treffend erwidert: „aber um zu wirken, muß sie vor allen Dingen Wissenschaft sein...“ wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehn und uns zu der freien objektiven Wissenschaft erheben.“

2) Nohl, Die deutsche Bewegung und die idealistischen Systeme, Logos, Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur II, S. 350.

3) Schellings Samtliche Werke I, Abt. 5, Bd. (Stuttgart und Augsburg 1859), S. 207 ff. Über Wissen und Handeln daselbst S. 218 ff. Demgegenüber hat Paulsen das harte Wort, der Wissenschaftshochmut, den zu bändigen Kant für seine Aufgabe angesehen hatte, um die „Rechte der Menschheit herzustellen“, sei niemals höher aufgeschlossen als in den Systemen Schellings und Hegels, A. a. O. S. 185.

4) Vgl. Burdach, Walther v. d. Vogelweide I (Leipzig 1900), S. XXIV. Fr. Kaufmann, Deutsche Altertumskunde I (München 1913), S. VIII f. Wenn Kaufmann die Philologie im wesentlichen als eine Formen- oder Stiltheorie faßt, so hebt er ein wichtiges Moment hervor; aber die Definition ist zu eng.

5) P. Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum XXVII, S. 697 ff. Hans Tiedemann, Tacitus und das Nationalbewußtsein der deutschen Humanisten, Berliner Dissertation 1913.

6) R. Hildebrand, Deutsches Wörterbuch V, S. I Anm.

7) Über das Studium des Altertums und des Griechischen insbesondere: Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum, herausg. von Litzmann (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts No. 58/62), S. 4. Über Humboldts Verhältnis zu Wolf s. Haym, W. von Humboldt (Berlin 1856), S. 69 ff.

- 8) A. Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, herausgegeben von Ernst Bratuschek, 2. Aufl., besorgt von R. Kludmann, Leipzig 1886. Über die Veröffentlichung von Wolfs Ansichten ebenda S. 38. Boeckhs Definition der Philologie als „Erkenntnis des Erkannten“ erscheint auch mir zu intellektualistisch gefärbt. Auf die vielen verwandten Definitionsversuche gehe ich nicht ein. Vgl. besonders Gercke, *Einführung in die Altertumswissenschaft*, herausg. von Gercke und Norden, I, Leipzig 1910, S. 33 ff.
- 9) Neuerdings spricht man bekanntlich auch von Goethephilologie (Scherer, *Im Neuen Reich*, 1877, I, S. 162), Kampphilologie usw., schränkt also den Begriff auf die alsbaldige Erforschung eines wirklichen Individuums ein.
- 10) Darum muß ich auch Useners Definition ablehnen, der zufolge die Philologie gar keine Wissenschaft, sondern ein Studienggebiet und eine Methode sein soll (Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882).
- 11) Ed. Meyer, *Kleine Schriften*, Halle 1910, S. 65 ff.
- 12) Gercke a. a. O. Kreischmer ebenda S. 131 unterscheidet mir nicht scharf genug zwischen systematisierender Sprachwissenschaft und indogermanischer Sprachgeschichte, wenn er bemerkt: „Philologie und Sprachwissenschaft sind heute, so nahe sie sich auch nach dem Gegenstand ihrer Forschung stehen, zwei verschiedene Disziplinen.“ „Philologe und Sprachforscher haben es zwar beide mit der Sprache zu tun, aber jener mit der individuellen Sprachbetätigung, wie sie sich in literarischen Texten äußert, dieser mit der allgemeinen Sprechfähigkeit, mit den Normen und Gesetzen, von denen sie beherrscht wird. So ist der Philologe zur Vertiefung in sprachliche Individualitäten, der Sprachforscher zur Ausbreitung über viele Sprachen, zur Vergleichung verschiedener Idiome genötigt.“ Das, was wir uns gewöhnt haben „vergleichende Sprachwissenschaft“ zu nennen, erscheint mir nur als ein Ausschnitt aus einer der indogermanischen Völker umspannenden philologischen Wissenschaft. Ähnlich schon Brugmann, *Sprachwissenschaft und Philologie*, in der Schrift „Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft“, Straßburg 1885, S. 3 ff. Wenn es in erster Linie auf die generelle Sprechfähigkeit, auf die Normen und Gesetze, von denen sie beherrscht wird, und nicht auf das eigenartige Sprachenleben der indogermanischen Völker ankommt, der tut nicht gut, sich auf diese zu beschränken.
- 13) Über Inneres und Äußeres Hegel, *Logik* (Werke VI, Berlin 1843), S. 275 ff.; Kant Fischer, *Logik und Metaphysik*, 2. Aufl., Heidelberg 1865, S. 377 ff.
- 14) Am treffendsten hat noch immer Fr. Jodl die Aufgaben der Kulturgeschichte umschrieben: Die Kulturgeschichtsschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem, Halle 1878. Er stellt vier Grundverhältnisse auf, welche den gesamten Inhalt der Kulturentwicklung beherrschen: 1) der Kampf des Menschen mit der Natur; 2) das Streben des Menschen nach Organisation des Zusammenlebens mit seinesgleichen; 3) die Wechselbeziehungen und Kämpfe der einzelnen aus diesem Streben hervorgewachsenen Gruppen untereinander; 4) das Ringen des Menschen nach dem Ideal.
- 15) z. B. Bernheim in seinem Lehrbuch der historischen Methode, 6. Aufl., Leipzig 1908; auch Wundt, *Logik III* (Stuttgart 1908), S. 303 ff.
- 16) Müllenhoff, *Deutsche Altertumskunde I*, Berlin 1890, *Einführung* S. XXIII.

- 17) Petersen, *Literaturgeschichte als Wissenschaft*, Heidelberg 1914, S. 1 f. will nur die Dreiteilt Sprachgeschichte, Literaturgeschichte, Volkskunde als Philologie gelten lassen. Dabei würde die Archäologie gänzlich ausfallen.
- 18) Kosmina, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* in Berlin 6, 188; A. Dieterich, *Über Wesen und Ziele der Volkskunde* (Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde I, 3), Leipzig 1902, S. 16.
- 19) Hauffen, *Einführung in die deutschböhmisches Volkskunde*, zitiert bei Sauer, *Literaturgeschichte und Volkskunde*, Rektoratsrede, Prag 1907, S. 16. Andere umgrenzen freilich anders, s. Dieterich, *Über Wesen und Ziele der Volkskunde*.
- 20) *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* in Berlin I, S. 1 ff.
- 21) Ebenda S. 17.
- 22) Sauer will auf solchen Schilderungen die Literaturgeschichte aufbauen, und seine Anregung ist auf fruchtbaren Boden gefallen.
- 23) Vgl. A. Dieterich, a. a. O.
- 24) *Über den altdutschen Meistergesang*, Göttingen 1811, Vorrede.
- 25) Behe in: *Ergebnisse und Fortschritte der germanischen Wissenschaft*, Leipzig 1902, S. 524.
- 26) *Deutsche Rechtsaltertümer*, Göttingen 1828, S. XV.
- 27) Rede auf Lachmann, *Kleine Schriften I*, S. 150.
- 28) S. XV der I. Ausgabe.
- 29) *Deutsche Altertumskunde I*, S. XXI. Vgl. meine Festrede zu Schillers Gedächtnis, Jena 1905.
- 30) *Über den altdutschen Meistergesang*, Vorrede.
- 31) Wenn Burdach, Walther v. d. Vogelweide I, S. XXIV das „Ideal der mittelalterlichen Philologie“ aufstellt, so steht für ihn selbst doch wohl die Erforschung der deutschen Verhältnisse im Vordergrund.
- 32) Burdach a. a. O.: „Ist es nicht endlich Zeit, an die Stelle der ertragreichen und dem Fortschreiten unserer Wissenschaften so nützlichen Arbeitsteilung auch einmal die Arbeitsvereinigung zu setzen?“
- 33) *Über Sprache und Volksindividualität* W. v. Humboldt, *Werke* (herausg. von Leitzmann) IV, 420 ff.; V, 386 f.; VI, 1, 119 ff., 187 ff., 123 ff.; VII, 1, 41 ff., 165 ff.; VII, 2, 640 ff. Sehr schön über die „erweckende, begeisterte und betrichtende Kraft der Sprachen“ IV, 246 f. B. Delbrück in der Festrede zum 350-jährigen Jubiläum der Universität Jena bemerkt, daß weder bei Herder noch bei anderen durch ihn angeregten Männern (er nennt Schaffhark und Kollar) die Sprache als konstitutiver Faktor für den Begriff der Nationalität jene Rolle spiele, die wir sie heute spielen lassen. „Jene Theorie, daß die Sprache das heiligste Gut eines Volkes sei, oder, wie Humboldt es ausdrückt, daß der Volkgeist und Sprachgeist identisch seien, ist kaum hundert Jahr alt. Sie ist zuerst literarisch ausgesprochen worden von einem Mitglied des jeneser romantischen Kreises, nämlich von Friedrich Schlegel in seinen *Wiener Vorträgen vom Jahre 1812*“ (350-jähriges Jubiläum der Universität Jena, 31. Juli und 1. August, Jena, G. Neuenhahn, S. 10 f.).
- 34) *Die deutsche Sprache*, Stuttgart 1860; *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*, Weimar 1861, *Einführung* S. 1; s. Delbrück, *Einführung in das Studium der indogermanischen Sprachen*, 4. Aufl., Leipzig 1904, S. 89.

- 35) Kretschmer a. a. O. S. 137.
 36) Die Mängel der Grimmschen Betrachtungsweise habe ich in meinem Aufsatz Zur Beurteilung von J. Grimms Ansicht über das grammatische Geschlecht, Germania 36, 121 ff. (etwas zu einseitig) hervorgehoben.
 37) Wilhelm Scherer, J. Grimm, Berlin 1865, S. 129 ff.
 38) a. a. O. S. 123.
 39) Scherer selbst gab nur Anregungen.
 40) „Die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich die Sprachen im Laufe ihres Lebens verändern“ (Schleicher), ist aber strenggenommen keine philologische Aufgabe, soweit wie die Erforschung der allgemeinen Gesetze der Entwicklung überhaupt. Dagegen ist es „eine selbstverständliche Forderung, daß, wer sich mit sprachlichen Überlieferungen beschäftigt, vom Wesen der Sprache und von der Natur der sprachlichen Vorgänge eine richtige Vorstellung besitzen muß“ (Kretschmer a. a. O. S. 133).
 41) Auf dem lexikalischen Gebiet werden zwei verschiedene Standpunkte durch die Namen H. Paul und R. Hildebrand bezeichnet (vgl. auch Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 280 ff.). Das Ideal liegt doch wohl in der Vereinigung beider Betrachtungsarten.
 42) Alle Fragen erörtert sehr gründlich unter Benutzung der umfänglichen Literatur J. Petersen, Literaturgeschichte als Wissenschaft, Heidelberg 1914.
 43) Erich Schmidt, Die literarische Persönlichkeit, Rede zum Antritt des Rektorats, Berlin 1909.
 44) Roethe, Vom literarischen Publikum in Deutschland, Festsrede, Göttingen 1902.
 45) Feinsinnig darüber Unger, Philosophische Probleme in der neueren Literaturgeschichte, München 1908.

Preisarbeiten.

Ich komme nunmehr zur Hauptsache der heutigen Feier, den Preisaufgaben und der Chronik der Universität.

Von den vorjährigen Preisaufgaben haben die von der theologischen und medizinischen Fakultät für die Carl-Friedrich-Preisstiftung und die von der juristischen und philosophischen Fakultät für die Jubiläums-Preisstiftung gestellten eine Bearbeitung nicht gefunden, dagegen war für die von der medizinischen Fakultät für die Jubiläums-Preisstiftung der Thüringer Städte gestellte Preisaufgabe:

„Die Tuberkulose-Sterblichkeit der Porzellanarbeiter Thüringens ist zu untersuchen“

eine Bearbeitung unter dem Kennwort „ut desint vires, tamen est laudanda voluntas“ eingegangen, die von der Fakultät, wie folgt, beurteilt wird:

„Sie prüft auf rein statistischem Wege die Verhältnisse der Tuberkulose-Sterblichkeit unter den Porzellanarbeitern. Diese Beschränkung auf statistische Methoden war in der Aufgabe nicht ausgesprochen, es konnte ebensogut die Tuberkulose der Porzellanarbeiter in qualitativer wie in quantitativer Weise geprüft werden.“

Da die Sterblichkeitsverhältnisse an Tuberkulose für die Porzellanarbeiter in Thüringen noch nicht statistisch bearbeitet sind, so war es immerhin von lokalem sozial-hygienischen Wert, diese Lücke auszufüllen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, im besonderen die Berechnungen für Meiningen und Schwarzburg-Rudolstadt auszuführen, und kommt zu dem Schlusse, daß in diesen beiden Ländern ein wesentlicher Unterschied in der Tuberkulose-Sterblichkeit der Porzellanarbeiter vorhanden ist. Ferner stellt er fest, daß im allgemeinen die Sterblichkeit der Porzellanarbeiter an Tuberkulose eine höhere ist, als die der Arbeiter anderer Berufsclassen gleichen Alters.

Es ist ein Mangel der Arbeit, daß sie sich mit diesen rechnerischen Feststellungen begnügt und nicht den Versuch macht, die Kernfrage zu lösen, ob die statistisch festgestellte hohe Tuberkulose-Sterblichkeit der Porzellanarbeiter in deren eigentümlicher Beschäftigung bzw. in der Beschaffenheit des von ihnen eingeatmeten Staubes begründet ist oder aber in den besonderen sonstigen hygienischen Verhältnissen liegt. Diese Frage mußte dem Verfasser um so näher liegen, als er ja so auffällige Unterschiede zwischen den günstigen Zahlen Schwarzburg-Rudolstadt und den erschreckend hohen Ziffern Meiningens selbst festgestellt hat.

Immerhin sind nicht nur die rechnerischen Ergebnisse des Verfassers von allgemeinerem Wert, sondern seine Vorschläge zur Besserung der üblichen hygienischen Verhältnisse beachtenswert, so daß die Medizinische Fakultät nicht ansteht, der eingegangenen Arbeit trotz der genannten Lücken den vollen Preis zuzuerkennen. Sie spricht dabei die Hoffnung aus, daß der Verfasser seine Untersuchungen, welche er bei der bemessenen Zeit nicht gut weiterführen konnte, als er getan hat, im öffentlichen Interesse noch weiter verfolgen möchte."

Der Verfasser der preisgekrönten Arbeit ist

Stud. med. Leo Vollrath aus Altenburg.

Neue Aufgaben haben gestellt zur Bewerbung um die Preise

I. der Carl-Friedrich-Preisstiftung

die juristische Fakultät:

„Die Entwicklung der Gemeindeverfassung in einem der thüringischen Staaten während des 19. Jahrhunderts“;

die philosophische Fakultät:

„Hegels Begriffs der *fabulae Menandreae* argumentum quantum fieri potest re-situatur“.

II. der Josephinisch-naturwissenschaftlichen Preisstiftung
die philosophische Fakultät:

„Der Einfluß der diluvialen Schneedecke auf die Formen der nicht ver-eisten Mittelgebirge Deutschlands (dargestellt an einem dieser Gebirge)“;

III. der Jubiläums-Preisstiftung

die theologische Fakultät:

„Wie verhalten sich die Bibelzitate in Luthers deutschen Schriften zu seiner Bibelübersetzung?“;

die medizinische Fakultät:

„Es ist der Wert der Organverpflanzungen aus den bisher in der Literatur niedergelegten Erfahrungen festzustellen und durch experimentelle Forschung zu ergänzen“;

IV. der Jubiläumsstiftung der Thüringer Städte

die philosophische Fakultät:

„Die Ereignisse in und um Jena während der Schlacht vom 14. Okt. 1806 sollen quellenmäßig dargestellt werden“.

Die Bewerbungsarbeiten für die Jubiläumsstiftung der Thüringer Städte sind bis zum 15. Dezember 1916 bei dem Prorektor und für die übrigen Aufgaben bis zum 30. April 1917 bei dem Dekan der betreffenden Fakultät einzureichen.

Die für die einzelnen Stiftungen bestehenden Vorschriften können bei im Universitätsamt eingesehen werden.

Chronik der Universität.

Auch im verfloßenen Berichtsjahr haben die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges die Geschichte unserer Universität in erster Linie beeinflußt. Wenn wir hier — in ständiger innerer Erregung natürlich, aber doch äußerlich ganz ungestört — den alten friedlichen Beschäftigungen folgen können, so gebührt unser heißer Dank dafür unseren tapferen Heeren, unter ihnen den zahlreichen Angehörigen auch unserer Universität. Wir werden nicht müde, diesen Dank immer von neuem zu wiederholen.

Es waren im Winterhalbjahr 1915/16 hier 1580 Studierende (darunter 220 Frauen) immatrikuliert und 67 Personen (darunter 21 Frauen) zum Hören von Vorlesungen zugelassen; im laufenden Sommer beträgt die Zahl der Immatrikulierten 1711 (darunter 163 Frauen), der Hörer 44 (darunter 24 Frauen). Im Heeresdienst stehen zurzeit 89 Universitätslehrer, Assistenten der Universitätsinstitute und Universitätsbeamte, sowie 1229 Studierende. Verschiedene Dozenten haben sich im Kriegsdienst betätigt. In dankenswerter Weise hat sich Herr Professor v. Seidlitz um die Kriegsnachrichtenstelle und das Kriegsarchiv bemüht und dabei die Förderung zahlreicher Studierenden gefunden.

Um Akademikern aus einem der thüringischen Staaten die infolge ihrer im Krieg erlittenen Beschädigung für ihre Weiterbildung oder eine künftige neue Erwerbstätigkeit nötige Beratung oder materielle Hilfe gewähren zu können, hat sich unter der Führung der Universität ein Akademischer Hilfsbund für Thüringen gebildet, an dessen Spitze der Prorektor und Herr Geh. Rat v. Kropff stehen. Freunde der Universität seien auch von dieser Stelle aus gebeten, ihm ihr Wohlwollen zuzuwenden.

Daß es uns an solchen nicht fehlt, zeigen die Geschenke und Stiftungen, die der Universität und ihren Instituten trotz des Krieges

in reichem Maße zuteil geworden sind. An die Universität als solche hat Herr Rechtsanwalt Dr. Schamel in Würzburg, z. Zt. Kriegsgerichtsssekretär bei der Etappenkommandantur in Cambrai, eine photographische Nachbildung des in Cambrai liegenden Gregorianischen Sacramentars geschenkt, die der Universitätsbibliothek überwiesen wurde und von der eine Lichtdruckausgabe hergestellt werden soll. Viele andere uns zugegangene Druckschriften sind teils dem Kriegsarchiv, teils der Universitätsbibliothek übergeben.

Von den Instituten erhielt das Juristische Seminar vom hiesigen Oberlandesgericht die Jahrgänge 1868—1911 des Weimarschen Regierungsblattes und von Herrn Professor Hedemann verschiedene Bücher, das Pathologische Institut von Frau Dr. Münzel in Weimar eine von ihrem Gatten angelegte Knochensammlung, die Medizinische Klinik von der Verlagsbuchhandlung Dr. Gustav Fischer hier eine Anzahl Zeitschriften, die Hautklinik von einem Ungenannten 12 Betten nebst allem Zubehör im Werte von 2000 M., die Zahnärztliche Poliklinik von Professor Hesse 197 M. 69 Pf., das Mineralogische und Geologische Institut von der Firma Carl Zeiss Instrumente und den Anbau an das Institut im Werte von 50—60000 M., von Frau Anna Hinze in Lobeda einen Schrank mit Versteinerungen und Mineralien im Werte von 300 M., aus dem Felde (von Landsturmmann Schirmer, Professor Stübbel, der Feldwetterstation Mauberge, Leutnant Dr. Rabitz, H. Ziegenspeck und E. Walther vom 13. bayer. Infanterie-Regiment) verschiedene Fossilien, von Oberlehrer Rosner in Gera Lichtbilder und von Architekt E. Rosler in Plauen Fossilien, das Physikalische Institut von Frau Professor Baedeker Apparate und Präparate im Werte von etwa 1000 M., das Geographische Institut von Herrn Dr. Goebel in Worms 325 Lichtbilder von Europa, den Vereinigten Staaten und Ozeanien im Werte von ungefähr 300 M., von Herrn Prof. Dr. Rösle 93 Photographien von Europa, Asien und Afrika im Werte von ungefähr 200 M., das Deutsche Seminar von Herrn Professor Weber und aus dem Nachlaß seines am 23. August 1915 gefallenen Mitgliedes Hans Schultze aus Eisenach eine Anzahl Bücher. Kleinere Geschenke muß ich übergelassen. Allen Geschenkegebern aber spreche ich namens der Universität den aufrichtigsten Dank aus. Wir wissen,

was es bedeutet, wenn bei den vielen Anforderungen, die der Krieg an den einzelnen stellt, die Freigebigkeit gegen unsere Hochschule fortdauert.

Dankbar dürfen wir auch feststellen, daß trotz des Krieges die Bau-
tigkeit für unsere Hochschule nicht gestockt hat. Die Erweiterung des
Hygienischen Instituts ist fertiggestellt, und besonders erfreulich
haben es Dozenten und Studierende empfunden, daß nun der Umbau
unserer Universitätsbibliothek vollendet ist. Die aus den Osterferien
Zurückkehrenden hat der schöne neue Lesesaal begrüßt, in dem das große
Goethebild Kolbes endlich einen würdigen Platz gefunden hat und an den
sich zum ersten Mal ein Zeitschriftenzimmer anschließt, ferner ein Professoren-
zimmer, helle und weite Räume für den Katalog und die Beamten und neue,
zweckmäßig angelegte Magazine. Wir können nun auf unsere Bibliothek mit
ähnlich frohen Empfindungen blicken wie auf unser Universitätsgebäude.

Innerhalb des Lehrkörpers sind folgende Veränderungen vorgegangen:
Der außerordentliche Professor der englischen Philologie Dr. Levin
Ludwig Schücking leistete am 1. April 1916 einem Ruhe als ordent-
licher Professor an die Universität Breslau Folge; zu seinem Nachfolger
wurde Professor Dr. Richard Jordan von der Kgl. Akademie Posen
hierher berufen. Der Privatdozent für innere Medizin Dr. Viktor Reich-
mann wurde unter dem 26. Januar zum außerordentlichen Professor in
der medizinischen Fakultät ernannt.

Als Privatdozenten habilitierten sich: in der medizinischen Fakultät
am 12. Januar Dr. Arnold Holste aus Hannover für das Fach der
Pharmakologie und am 18. Februar Dr. Heinrich Erggelet aus Frei-
burg i. Br. für das Fach der Augenheilkunde; in der philosophischen Fakultät
am 6. Juni Dr. Hans Kaufmann aus Frankfurt a. M. für das Fach
der Chemie.

Dem Lektor für Vortragskunst und stellvertretendem Lektor für Eng-
lisch Herrn Oberlehrer Friedrich Buch wurde bis auf weiteres auch die
Abhaltung von Übungen in Französisch übertragen, und der Diakonus
August Ludwig hier erhielt die Erlaubnis zum Halten von Vorlesungen
über Bienenzucht im Rahmen des Landwirtschaftlichen Instituts.

Und nun zum Schluß gedenke ich der Verluste, die auch im ver-
flossenen Jahr die Universität erlitten hat.

Am 11. Mai 1916 verschied in Leipzig der Generalmusikdirektor
Professor Dr. Max Reger, der Ehrendoktor unserer philosophischen Fakultät.
An der Trauerfeier in Jena am 14. Mai beteiligte sich die Universität durch
eine Senatsabordnung unter Führung des Prorektors. Dankbar haben wir
uns an seiner Bahre der Verdienste erinnert, die er sich auch um uns er-
worben hat.

Am 21. Januar starb Stud. med. Werner Simon aus Zürich und
am 31. Mai Stud. jur. Johannes Bichel aus Unitz; bei den Bestattungs-
feiern war die Universität durch die übliche Abordnung vertreten. Ebenso
konnten wir uns bei der hier in Jena erfolgten Beisetzung von vier lieben
Kommilitonen beteiligen, die im Dienste des Vaterlandes gestorben sind:
Stud. oec. Max Dreißigacker aus Jena, bestattet am 5. August, Stud. med.
Werner Nebel aus Berlin-Lichterfelde, am 21. August 1915, Stud. phys.
Walter Boettcher aus Jena, am 26. Februar, und Stud. rer. nat. Franz
Rettig aus Jena, am 6. Mai 1916. Von ihnen, denen wir das letzte Geleit
gaben, aber schwebt der Gedanke zu den vielen, vielen, die fern, zum
größten Teil in fremder Erde oder in den Wellen des Meeres ein Helden-
grab gefunden haben, und tiefe Trauer ergreift uns. Die in der Eingangs-
halle der Universität angebrachte vorläufige Ehren tafel enthält die Namen
von 229 gefallenen Angehörigen der Universität: einem Do-
zenten, 3 Assistenten, 225 Studierenden. 108 Studierende sind dazu ge-
kommen, seit mein Herr Amtsvorgänger die Totenliste überschaute, die uns
schon damals so lang, so gewichtig schien. So viel Jugendkraft, so viel
Begabung, so viel idealer Sinn ist uns entrisen! Und doch so gerecht
unsere Trauer ist um all das frische junge Blut, noch gerechter ist unser
Stolz. Sie alle sind hingegangen in den Getühl, daß es nichts Höheres,
nichts Größeres gibt als mitzuarbeiten an der Zukunft unseres Volkes, im
Leben und im Sterben. Sie ruhen in Frieden. Aber über ihnen leuchtet
die Sonne des ewigen Lebens.